

Yüksel Pazarkaya

Die Welt auf Gleisen

Geschichten von sechs Jahrzehnten



Erzählungen

**mit einem Vorwort
von Karin E. Yeşilada**

Dağyeli

Die Schreibung des Originals wurde den heutigen Regeln angepasst.

Zur Aussprache der türkischen Eigennamen:

c: stimmhaftes dsch

ç: stimmloses tsch

ğ: vokalverlängernder Auslaut

h: am Silbenende behaucht statt vokalverlängernd

i: dunkles, nahe am e gesprochenes i

ş: gesprochenes sch

Yüksel Pazarkaya:

Die Welt auf Gleisen. Geschichten von sechs Jahrzehnten

Erste Auflage 2022

© Dağyeli Verlag Berlin

www.dagyeli.com

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme vorgehalten,
verarbeitet, vervielfältigt oder reproduziert werden.

Konzeption und Gestaltung: Mario Pschera

Gesetzt aus der Charter BT Pro und der Futura Heavy BT

Druck: Scandinavianbook

Printed in EU

ISBN 978-3-935597-63-0

Vorwort	7
Zwei Asylsuchende	13
Wo sind wir, ach, wo?	29
Der Rentner	39
Die Rentnerin	53
Der Exilant	69
Fernweh	77
İbrahim von und zu	81
Das Urteil	89
Maria	97
Die Welt auf Gleisen	103
Sisyphos auf der Staffel	107
Die Geschichte vom Glück	111
Einundzwanzig Blutrosen	119
Müll	125
Die Fremdheit des Karl Bauer	131
Eichhörnchen	137
Festtagsmärchen	141
Mahmut und Güldane	147
Orchideen	153
Aufenthaltserlaubnis	159
Grüner Türke getürkt	163
Hasan weiß nichts	169
Rosskastanien	175
Leben, unbedingt	181
Es grünt	185
Unterwegs	189
Der Reisende aus Offenburg	195
Sevils Traum vom Fernseher	205
Ein Hochhaus im Dorf	209
Prügel	213
Im Tempel aufbegehren	217
Eine Ordnung stören	223
Utkus Freund sein	229
Das Leben, ein Flickwerk	237
Der unerwartete Dritte	243
Anmerkungen	246

Vorwort

Was macht einen Menschen zum Schriftsteller?
Sein wacher Blick? Seine Belesenheit?
Das Interesse an der Welt, an den Mitmenschen?
Die Liebe zur Sprache?

Yüksel Pazarkaya, geboren 1940 in der westtürkischen Küstenstadt İzmir, wuchs in der noch immer jungen türkischen Republik auf, machte Abitur in seiner noch immer multikulturellen Heimatstadt und ging bestens ausgebildet zum Studieren ins Ausland. Im Februar 1958 kam er nach Deutschland, lernte am renommierten Auslands- und Dolmetscherinstitut in Germersheim am Rhein Deutsch und begann im März 1959 an der Universität Stuttgart ein Chemie-Studium. Kam in dieser Zeit bereits der Schriftsteller in ihm ans Licht? Was beobachtete, erlebte der junge türkische Student in Baden-Württemberg?

Deutschland in den späten 1950er Jahren, das war nicht nur ein Land, das sich keine fünfzehn Jahre nach der Weltkriegskatastrophe neu erfand, das aus den Ruinen neu aufgebaut wurde, das ein Wirtschaftswunder vollbringen sollte. Es war auch ein Land von Vertriebenen, von Überlebenden, von Kriegswitwen, von Menschen mit kaum verheilten Kriegswunden, von Menschen mit gestrigen Gesinnungen in neuen Positionen. Es war ein Land, das im Krieg so viele Männer verloren hatte, dass für die Industriearbeit eiligst Männer aus anderen Ländern bestellt werden mussten, per Vertrag und Lieferquote. 1955 wurde der Anwerbevertrag mit Italien unterzeichnet, dann folgten 1960 Spanien und Griechenland, 1961 die Türkei, später Marokko, Südkorea, Portugal, Tunesien

und Jugoslawien. Deutschland wurde mit diesen Anwerbeverträgen und Millionen angeworbener »Gastarbeiter« zum Einwanderungsland, ohne das zu reflektieren – zu sehr war man noch das distanzierte Dulden der »Fremdarbeiter« gewöhnt. Dass Fremdarbeiter und Zwangsarbeiter hinter verschlossenen Toren hatten schufteln müssen, ohne dass man ihnen Gesicht und Geschichten zuerkannt hätte (geschweige denn gerechten Lohn), auch das war kaum fünfzehn Jahre her. Dass die neuen »Gastarbeiter« nach einigen Jahren wieder gehen würden, war beiderseitig gewollt und vertraglich zunächst festgeschrieben. Kaum jemand mochte die Folgen solcher Politik auf das einzelne Schicksal reflektieren. Was bedeutete es, sich Menschen auf Zeit ins Land zu »bestellen«?

Wie mag es auf den jungen, gut ausgebildeten Türken gewirkt haben, als Tausende Landsleute ohne Abitur, mit kräftigen Körpern, mit Arbeitskraft und -willen, ohne Aussicht auf Aufstieg, aber mit der Hoffnung auf einen kleinen Wohlstand, hart erarbeitet in der Fremde, aufgebaut in der Heimat, als diese Menschen nun ebenfalls auf Stuttgarts Straßen und Plätzen auftauchten? Was passierte, als der junge Student, inzwischen mit Diplom in der Tasche und Deutschkenntnissen, ihren Geschichten lauschte? Chemisch ausgedrückt könnte man sagen, es kam zu »Reaktionen«... Eine davon war, dass der Naturwissenschaftler sich den Geisteswissenschaften, im zweiten Studium der deutschen Literatur und Philosophie zuwandte, seine Liebe zur deutschen Sprache und Literatur wissenschaftlich untermauerte, zum Dr. phil. promovierte und in den folgenden Jahren zu einem erfolgreichen Verleger, Redakteur, zum Herausgeber, Übersetzer und Kulturvermittler wurde. Und vor allem: zu einem Schriftsteller zweier Sprachen und mehrerer Genres avancierte. Was er beobachtete und reflektierte, fand Eingang in seine literarischen Texte, in Lyrik – allein die über zwei Dutzend Lyrikbände in türkischer und deutscher Sprache wären eine Sonderedition wert –, Prosa und diversen anderen Textformen.

1965 begann seine jahrelange Zusammenarbeit mit dem Westdeutschen Rundfunk. Zunächst berichtete Pazarkaya als Baden-Württemberg-Korrespondent für die türkische Sendung, die er zwanzig Jahre später, inzwischen in Köln ansässig, selbst leitete. Für Deutschlandtürk*innen landesweit, und sicher nicht nur im Einzugsgebiet des WDR, ist Yüksel Pazarkaya die Stimme des beliebten Köln Radyosu. Viele seiner frühen Erzählungen der 1970er Jahre entstanden in diesem Kontext (beispielsweise alle im Abschnitt *Aufenthaltserlaubnis*).

Es sind Geschichten aus dem Land der türkischen »Gastarbeiter«, aus ihrem Leben dort und in der deutschen Fremde. Darin spiegeln sich sowohl die Brüche innerhalb der türkei-türkischen Gesellschaft, wie den Vorkommnissen im ostanatolischen Gebiet (im Abschnitt *Eine Ordnung stören*) als auch die Zustände und Verwerfungen in Deutschland. Da geht es etwa um junge Türcinnen, die früh verheiratet wurden an Deutschlandtürken auf Heimaturlaub, diesen hoffnungsvoll in die Fremde folgen und dort desillusioniert werden: statt eines Lebens in Freiheit und Wohlstand erwartet sie die Abhängigkeit von ihren gar nicht mehr so liebenswerten Männern. Kritisch lenkt Pazarkaya den Blick auf diese Problematik (etwa in *Sevils Traum vom Fernseher* oder *Grüner Türke getürkt*) und zeigt die Kehrseite des Einwanderertraumes, der mitunter sogar im deutschen Gefängnis endet (*Einundzwanzig Blutrosen*). Häufig genug sind die Menschen in der Fremde auf sich selbst geworfen, gerade wenn ihre sozialen Netze im Alter reißen. Es mögen die Erfahrungen des häufig in den Erzählungen auftretenden »Dolmetschers« sein, die hier mit einfließen. Erfahrungen der ausgewanderten Menschen mit Entwurzelung, mit Einsamkeit, Ausbeutung am Arbeitsplatz, mit Kulturunterschieden bis hin zu manifestem Rassismus, und immer wieder auch Erfahrungen mit Sprachlosigkeit. Und obschon Pazarkaya beileibe keine tränenreiche »Betroffenheitsliteratur« schreibt, sondern die Situationen nüchtern-realistisch ausleuchtet und seine Figuren reflektieren lässt, erzeugen die Erzählungen über die Unnachgiebigkeit des anatolischen Patriarchats oder

des deutschen Ausländergesetzes, aber auch über das, was bewaffnete Konflikte in Anatolien und Konfrontationen mit deutschen Behörden für die einzelnen bedeuten, immer wieder Betroffenheit.

Ganz klar zeichnet sich die Inhumanität des deutschen Ausländer- und Asylrechts ab, an dem die Menschen in Not mehrfach scheitern. Die Wege, Zuflucht in der Fremde zu finden, so schreibt er, wurden überaus verwirrend, auszehrend, gemein, ermüdend und würdelos. Schon lange hieß der Türgriff der Fremde Antrag auf politisches Asyl. Diese Sätze aus der Erzählung *Wo sind wir, ach wo?* können ohne Weiteres auch in heutiger Zeit gelten. Pazarkaya, selbst unter privilegierten Umständen nach Deutschland gekommen und von hier aus indirekter Zeuge dreier Militärputsche in der türkischen Heimat, interessiert sich für die Schicksale türkischer und kurdischer Exilanten, die vor allem ab den 1980er Jahren nach Deutschland kamen. Dabei gehen seine späteren Porträts der 1980er und 1990er Jahre noch tiefer, wie etwa die mit dem Haldun Taner-Preis ausgezeichnete Erzählung über *Zwei Asylsuchende*, in der sich zwei Frauen nach entwürdigender Prozedur am deutschen Flughafen dazu entscheiden, ihren Asylantrag in Deutschland zurückzuziehen und sich damit einen Rest Ehre zu bewahren – sie ist ein bissiger Kommentar auf die deutsche Asylpolitik des vereinten Deutschland. Andererseits macht er auf die Problematik des türkisch-kurdischen Krieges aufmerksam, der auf beiden Seiten – unsinnige – Opfer fordert.

Den existenziellen Erfahrungen der politischen Exilanten stehen wiederum die Vereinsamung und Desillusionierung der in der Fremde alt gewordenen Arbeiter und ihrer gescheiterten Lebensentwürfe gegenüber: Da ist der völlig vereinsamte Witwer, dessen Kinder, deren deutsche Partner er nie hatte akzeptieren wollen, sich nun endgültig von ihm distanzieren und ihn seiner Verwahrlosung überlassen (*Der Rentner*). Ob er bei seinem Spaziergang draußen wohl jener Witwe begegnet, die als junges Ding ihrem Mann in die deutsche Migration gefolgt

und dort bitterlich enttäuscht wurde, die sich nun mutig in den Rest ihres ablaufenden Lebens begibt (*Die Rentnerin*)?

Wer sind die Nachkommen dieser Rentner, jene Kinder, die nicht selten binationale Familien gründen und die Enkel bisweilen dadurch sprachlich von den türkischen Großeltern entfernen? Yüksel und İnci Pazarkaya gründeten selbst eine Familie in Deutschland, und eine der ersten Erzählungen türkisch-deutscher Literatur für Kinder, nämlich *Utku und der stärkste Mann der Welt* (1974), erschien zweisprachig aus der Feder von Pazarkaya. Es folgten etliche Geschichten, Märchen, Begleitmedien für Rundfunkserien und das Buch *Kemal und sein Widder* (1993). Nicht zuletzt sind auch einige seiner Erzählungen hier im Band der zweiten Einwanderergeneration und deren Ringen um Identität gewidmet (*Rosskastanien*), und sie zählen zu den verspieltsten und liebevollsten Texten der Auswahl (*Utkus Freund sein*).

Dr. phil. Yüksel Pazarkaya hat die türkische Einwanderung nach Deutschland von den Anfängen her begleitet und auch kulturwissenschaftlich und kulturvermittelnd gewirkt: Durch seine Aufsätze und Bucheditionen (das Kulturkompendium *Rosen im Frost* etwa, das 1983 erschien und kurz darauf schon in die zweite Auflage ging), durch seine zahlreichen literarischen Übersetzungen und Radiofeatures hat er den kulturellen Horizont der türkischen Einwanderung abgesteckt und erweitert. Mit seinen Erzählungen jedoch, jenen literarischen Geschichten, in denen sich die Lebensrealität der türkischen Arbeitsmigration seit den 1960er Jahren spiegelt, verleiht Yüksel Pazarkaya den namenlosen »Gastarbeitern aus der Türkei« ein Gesicht, ein Leben, und holt sie damit aus der Anonymität. Hatten die Deutschen wenige Jahre zuvor noch wenig bis nichts über die Zwangs- und Fremdarbeiter des Deutschen Reichs gewusst, so erfahren sie nun in der Ära der »Gastarbeiter« das ganze existenzielle Panorama dieser Menschen in der Literatur. Yüksel Pazarkaya erschafft deutsch-türkische Menschenlandschaften und begleitet dabei – ähnlich übrigens

wie sein Kollege Aras Ören – als literarischer Chronist die türkische Einwanderung nach Deutschland seit ihren Anfängen. Wunderbar, wie er in *Unterwegs* zwei sich in gegenläufigen Richtungen bewegend, in die Heimat fahrenden und aus der Heimat zurückkehrenden Familien von Deutschlandtürken choreografiert: Die einen haben es noch vor sich, die anderen schon hinter sich...

Umso bedauerlicher ist es, dass das deutsche Feuilleton den Blick kaum bis gar nicht auf diese spannende Literatur gerichtet hat. Da gibt es noch viel nachzuholen. Schriftstellern wie Yüksel Pazarkaya, die in zwei Sprachen schreiben und die Geschichte(n) zweier Länder erzählen, schreiben sich auch in das kulturelle Gedächtnis der deutschen Einwanderungsgesellschaft ein. Es ist an der Zeit, diesen Schatz endlich zu heben.

2021 ist es genau sechzig Jahre her, dass der Anwerbevertrag zwischen Deutschland und der Türkei unterzeichnet wurde. Yüksel Pazarkaya, das wird auch in den hier im Band versammelten Erzählungen deutlich, hat die Geschichte(n) der Türken in Deutschland von Anfang an literarisch ausgeleuchtet. Um es mit einer seiner Figuren – in *Exilant* – zu sagen: »Wer soll sonst Dichter sein, wenn nicht er?«

Karin E. Yeşilada

Zwei Asylsuchende

»Bitte bleiben Sie zu Ihrer eigenen Sicherheit
angeschnallt, bis die Maschine
ihre endgültige Parkposition erreicht hat.«

Die Räder des Flugzeugs aus Istanbul berührten die Piste auf dem Frankfurter Flughafen. Der übliche Applaus für die Crew erstickte im ohrenbetäubenden Bremsgeheul der Düsen. Sie beide beteiligten sich nicht am Applaus. Sie kannten einander nicht, kamen von verschiedenen Orten. Sie nahmen auch nicht von den Zeitungen, die die Hostessen an die Fluggäste verteilten. Sie hatten nicht die Meldungen über getötete Terroristen, gefallene Soldaten, Mafiastrukturen in staatlichen Behörden gelesen. Sie beide beteiligten sich nicht am Applaus. Ihre Hände lagen klamm im Schoß. Sie beide nahmen das Bremsgeheul nicht wahr. Die Ohren ihrer Herzen waren taub, seit Tagen, Monaten. Mit einem Schmerz, der in ihrem Körper wuchs und den sie nicht mehr empfanden.

Der Schmerz des Verlustes ihrer Söhne hatte die Ohren ihrer Herzen für die Außenwelt verschlossen. Ihre Leiber waren verweht, wurden zur leblosen Hülle mit Ausnahme der Herzen. Die Herzen hatten sich in der ganzen Hülle breit gemacht. Ein endloses Dröhnen füllte sie aus, ihre Herzen, ihre Seelen, es zerrte sie fort von diesem Leben. Das Dröhnen drückte gegen die Wände ihrer Herzen, doch sie hatten sich daran gewöhnt und empfanden es nicht mehr. Ihr Herzgewebe bestand scheinbar nicht mehr aus Muskeln und Blutgefäßen, sondern aus diesem Dröhnen: Dröhnherz.

Manchmal kullerten unvermittelt Tränen aus ihren Augen. Ihr Seelenschmerz ließ die Lider zucken und riss sie auf, dann schien ihnen, als nähmen sie jäh ein Bild von der Welt wahr. In diesem Augenblick öffnete eine unsichtbare Hand die

Tränendrüsen. In Tränenfluten ersäuft, wurden sie wieder von der Welt abgeschnitten. Es dauerte nicht lange, bis sie eroffen waren, so mächtig flossen die Tränen – ganz von allein.

Sie merkten erst gar nicht, dass die Maschine immer langsamer wurde und schließlich irgendwo auf dem Flughafen hielt. Seit geraumer Zeit ließ man die Maschinen aus İstanbul nicht an die Fluggastbrücke heran. Die mobile Treppe wurde herangeschoben. Die Vordertür der Maschine geöffnet. Wie üblich waren die Passagiere, taub den Ansagen gegenüber, längst aufgestanden, hatten, sich übereinander zwängend, ihre Sachen aus den Ablagen heruntergeholt, sie drängelten vornehm – immerhin waren sie Passagiere eines Flugzeuges und nicht in einem Bus – und waren wie aufgezoogene Triebfedern, bereit hinauszuschießen, sobald sich die Tür öffnete.

Die Passagiere begannen auszusteigen. Am Fuße der mobilen Treppe standen zu beiden Seiten der ersten Stufe zwei Beamte. Die Passagiere aus der Türkei wurden seit einiger Zeit zweimal kontrolliert. Bei der ersten Kontrolle an der Ausstiegstreppe blieben diejenigen im Netz hängen, die Asyl begehren wollten. Die zweite, normale Kontrolle fand nach der Busfahrt im Flughafengebäude im Zollbereich statt.

Die Frau, auf deren Stirn vier blaue Punkte ein Kreuz bildeten, kam zur ersten Stufe hinunter, im Bann einer blinden und stummen Wut, blind und stumm der Welt und dem Leben gegenüber. Vor den Beamten hielt sie an, ehe sie den Fuß auf den Boden setzte. Sie holte den Pass aus der Tasche und reichte ihn einem der Beamten. Ihre Hand bewegte sich wie von selbst, als wäre sie vorprogrammiert.

Die Schlange der nachfolgenden Passagiere musste auf den Stufen und im Gang der Maschine stehen bleiben. Niemand wagte etwas zu sagen, aber in den Köpfen schwirrten böse Worte.

Die Kontrolle der Frau zog sich, verglichen mit den vorherigen, hin. Schließlich ließ man die Frau nicht in den Transferbus, sondern nahm sie zur Seite. Ein Beamter stellte sich zu ihr. Die Schlange bewegte sich wieder. Nach der Passkontrolle schritt jeder in den Bus, der gleich neben der Treppe stand. Dann lief die Kontrolle relativ zügig, bis die Frau mit dem Kopftuch an der Reihe war. Auch ihre Passkontrolle dauerte lang. Auch sie nahm man zur Seite, neben die andere Frau. Die beiden Frauen sahen hier einander zum ersten Mal, doch es war zweifelhaft, ob sie einander wahrnahmen.

Nachdem auch der letzte Passagier kontrolliert worden und in den Bus eingestiegen war, wurden die beiden Frauen zusammen mit einem Jungen von etwa dreizehn, vierzehn Jahren im Polizeiauto abgeführt. Man brachte sie in einen leeren Saal. Man wies ihnen Plätze zu. Die Frauen und der Bursche setzten sich, wobei sie Plätze zwischen sich frei ließen. Der Junge musterte die Frauen. Die Frauen blickten vor sich hin. Auf einmal sagte der Junge zu dem Beamten, der bei ihnen stand, mit lauter Stimme: »Kurde, Kurde, ich Kurde ... Kurde, ich Kurde ... Asyl, Asyl ... Türkei Krieg, Türkei Krieg ... Kurde, Asyl ... « und klopfte sich dabei mit seiner kindlichen Faust auf die Brust.

Der Polizist stand da wie ein Ölgötze. Kurze Zeit später kam ein anderer Beamter und nahm den Jungen mit. Dessen Vater in der Türkei hatte das Gerücht gehört, dass Kinder leichter Asyl bekämen und danach ihre Familien nachkommen lassen konnten. Deshalb hatte in letzter Zeit die Zahl minderjähriger Asylsuchender zugenommen. Bis die Grenzpolizei dahinter kam, hatten einige Kinder wirklich Asyl erhalten und ihre Eltern nachkommen lassen. Schlepper nutzten in dieser Situation gegen einen nicht unbeträchtlichen Preis sämtliche Gesetzeslücken aus.

Die Polizei übergab dem Piloten den Jungen, um ihn mit derselben Maschine wieder zurückfliegen zu lassen. Man benachrichtigte nicht einmal den Bekannten des Jungen, der draußen auf ihn wartete.

Die Frau mit der tätowierten Stirn hatte, als der Junge »Kurde, Kurde« rief, unwillkürlich den Kopf gehoben und ihn sogleich wieder gesenkt. Die Frauen redeten, hörten und dachten nichts. Weder wussten sie die Zeit, noch hatten sie sie im Sinn. Ob die Zeit existierte oder nicht, ob sie schnell verging oder langsam, sie nahmen sie nicht wahr, geschweige denn dachten sie über sie nach. Ihr Wille war erloschen, sie konnten die Welt nicht wahrnehmen.

Ein weiterer Beamter betrat den Raum. Er führte die Frau mit der tätowierten Stirn in das Nebenzimmer. Es war klein. Der Vorhang war zu. Eine Tischlampe und eine Stehlampe beleuchteten den Raum. Am Tisch saß ein Beamter, neben ihm eine Dolmetscherin.

Man ließ die Frau Platz nehmen. Der Beamte stand auf und kam zu ihr. Die Dolmetscherin folgte ihm. Der Beamte sprach deutsch. Die junge Frau neben ihm übersetzte: »Warum sind Sie nach Deutschland gekommen? Was wollen Sie in Deutschland machen?«

Die Frau mit der tätowierten Stirn holte mit selbsttätiger Hand, ohne eine Miene zu verziehen, als wäre sie gar nicht da, einen Umschlag aus ihrer Tasche. Sie reichte ihn der Dolmetscherin, ohne sie anzusehen. Dann verharrte sie wieder in Reglosigkeit.

Die junge Frau öffnete den Umschlag und ließ die Augen über die Zeilen huschen. Dann kehrte sie zum Anfang zurück, begann mit der Übersetzung für den Beamten.

»Ich spreche kein Türkisch. Hier ist alles für Sie aufgeschrieben. Mein Kind ging in die Berge. In den Bergen wurde er getötet. Dorfmilizen überfielen mein Dorf. Sie zerstörten und verbrannten unsere Häuser. Sie erschossen die Menschen. Andere, die sie nicht töteten, schleppten sie fort ...

Eines Tages machte er sich davon, der Sohn. Erst da wurde mir klar, dieser Bube wurde auch erwachsen, er wird sich fortmachen. Sie bleiben nicht, sie wachsen auf und gehen. Gab es denn früher so etwas. Nein. Aber heute kann niemand

diesen Burschen hineinreden. Vater, Großvater, Onkel, Bruder mischen sich nicht ein. Nicht nur mischen sie sich nicht ein, sie gehen auch. Zuerst gehen sie, dann lassen sie ihn nachkommen.

Ich gehe nach Diyarbakır, Mutter, sagte er. Er ging. Geh nicht, konnte ich ihm nicht sagen. Ich konnte es nicht sagen, doch ich sagte es trotzdem: Du bist kaum fünfzehn, Sohn, ich weiß nicht, wohin du gehst, was hast du in Diyarbakır zu tun, du bist doch noch klein...

Da lachte er. Genau dieses Lächeln schwindet nicht vor meinem geistigen Auge. Sehr warmherzig lachte er, sehr menschlich lachte er. Herzöffnend lachte er. Sein Lachen vergesse ich niemals. Eines Tages wird dieses Lachen wiederkommen und mir leuchten, sage ich mir und tröste mich. Ich weiß, er wird nie mehr kommen, doch es ist das Mutterherz, es will sich trösten und ich tröste mich mit jenem Lächeln vor meinem geistigen Auge. Ich hoffe, eines Tages wird er mit diesem Lächeln wieder vor mir stehen.

Ich sagte, du bist noch klein, aber ich merkte erst da: ein Löwe ist er geworden, sonnenbraun, er bekommt schon einen Bartflaum, er will Arbeit, Geld verdienen, er will das Mädchen, das er zu lieben glaubt. Womit aber im ärmlichen Dorfleben? Kaum erreichen sie dieses Alter, ziehen alle Jungen aus diesem Grund fort. Sie ziehen in die Fremde, wollen Arbeit, wollen eine Schule. Sie wollen Geld verdienen. Wenn ich Geld habe, kann ich meine Geliebte bekommen, denken sie. Die Welt ist auf den Kopf gestellt, den Kopf soll man ihr abreißen...

Geh nicht, sagte ich ihm nicht. Ich machte Proviant für ihn, umarmte ihn, drückte ihn an meine Brust. An meine Brust drückte ich ihn, da, hier, die Stellen, wo ich ihn drückte, sind verbrannt, wurden Schmerz, meine Brust ist nicht mehr, sie ist nur noch Schmerz, meine Brust ist fort mit ihm, mir blieb der Schmerz. Ich wurde reiner Schmerz.

Er ging, ich starrte nur noch hinter ihm her. Noch immer starre ich hinter ihm her. Sonst kann ich nichts sehen, weiß nichts. Immer nur starre ich hinter ihm her. Wie sollte ich

auch meinem Sohn nicht hinterher starren? Er ging, kam nicht wieder, ich sah ihn nicht wieder. Sein lachendes Gesicht in meinen Augen, starre ich ihm hinterher. Weh tun, verbrennen, entflammen sollen meine Blicke. Sein Gesicht, sein lachendes Gesicht nicht ständig vor mir zu sehen, das wünsche ich mir, entflammen, auflodern sollen meine Blicke, sage ich. Sie sollen eine unauslöschliche Flamme sein, Feuer sein, mich umzüngeln, mich verbrennen.

Er ging. Dann kam sein Gruß. Seydo kam aus Diyarbakır. Er brachte seinen Gruß. Ihm gehe es gut, meine Mutter soll sich keine Sorgen machen, soll er gesagt haben. Er sagt zwar, sie soll sich keine Sorgen machen, doch macht sich ein Mensch, eine Mutter keine Sorgen? Jeder Mensch macht sich da Sorgen. Er ging fort, hat er keine Sorgen? Ist er nun, in Diyarbakır ohne Sorgen? Wenn er ohne Sorgen wäre, würde er dann von Diyarbakır wieder weggehen?

Eines Tages kam noch eine Nachricht. Dein Sohn ging in die Berge. Da stürzte die ganze Welt über meinem Kopf zusammen. Der Himmel, die Berge stürzten auf meinen Kopf herab. Ein Leben für Diyarbakır. Da wird er Arbeit finden, arbeiten, Geld verdienen – da mag sich mein Herz in Geduld üben, da beiße ich die Zähne zusammen. Mein Segen auf seinem Weg, mein Segen für seine Arbeit. Mein Segen auf seinem Heimweg, mein Segen für seine Hochzeit.

Aber die Sache mit den Bergen, das fiel wie ein Feuer in mein Herz. Ich fragte jeden, den ich traf. Was ist das für eine Sache? Kann da Schaden kommen für unsere Ehre? Gibt es vielleicht eine Blutfehde, oder was? Wer zieht in die Berge, warum? Wer seine Ehre verliert, der zieht in die Berge. Wer fahnenflüchtig wird, der zieht in die Berge.

Nein, sagten sie, wen ich auch fragte, nein, mach dir keine Sorgen. Das hat mit Ehre nichts zu tun. Er ließ keine Ehrlosigkeit auf seinen Namen kommen. Es gibt keine Blutfehde. Warum muss er dann in die Berge ziehen, ist er ein Wolf geworden, ist er ein Schakal geworden? Ist er in Schmuggelgeschäfte verwickelt? Nein, sagte jeder, den ich fragte, er ist nichts derartiges,

kein Schmuggler. Doch, sagten sie, damit du es verstehst, es ist zwar keine Blutfehde, aber so etwas Ähnliches. Wie kann das sein, keine Blutfehde, aber so eine Art Blutfehde?

Er nahm die Waffe und kämpft, das ist ein Kampf, das ist ein Kampf wie eine Blutfehde. Er verdient Geld, er verdient das Brautgeld, gleichzeitig wird die Ehre von einem Fleck gereinigt. Kochendes Wasser floss über mich. Nein, es ist kein Ehrenkampf, wie du ihn kennst, sagte jeder, den ich um Rat fragte. Keine Frage von meiner, deiner, seiner Ehre. Nein, es geht um die Ehre aller, und er hilft, die Ehre wieder herzustellen. Ich war nicht überzeugt, dass es keine Blutfehde war, doch andererseits freute es mich, dass er anderen half. Natürlich freut es mich, und wenn es tatsächlich um seine eigene Ehre ginge, wenn es sich um seine eigene Blutfehde handelte, dann legt mich ins Grab. Dann könnt ihr mich bei lebendigem Leibe begraben. Aber nein, sagten sie. Gut, es ist gut, dass es nicht seine Sache ist, er soll helfen, helfen, egal wem, du hast mein Herz erleichtert, gut, sagte ich.

O weh, hätte ich es doch nicht gesagt, hätten Stacheln meine Zunge zerstochen, Äxte meine Zunge abgehauen, wäre doch meine Zunge versteinert, damit ich schwiege. Hätte ich es nicht gesagt, wäre dann die böse Kunde nicht gekommen? Vom Berg her wehte der schwarze Wind, ein dunkler Mann brachte die schwarze Kunde. Er brachte die schwarze Kunde auf dem Rücken des schwarzen Windes und verschlang zugleich alles, was in dem verdammten Haus noch zu essen war, Käse, Fladenbrot und alles. Setz dich wenigstens hin, sagten die Leute im Haus, er setzte sich nicht, er konnte nicht. Er horchte ständig und war auf der Hut, er spitzte die Ohren. Was für ein ängstlicher, verschreckter Mann war er, was für ein Angsthase.

Mutter, dein Sohn ist ein Held, er kämpfte heldenhaft gegen den Feind, er fiel heldenhaft im Kampf. Wie schlimm saß doch die Heldenhaftigkeit als Kloß im Hals. Schmuggeln und so kannte ich, mal machte es Angst, mal Freude. Aber diese Heldenhaftigkeit richtete mich elendig zugrunde. Sie nahm

mich mir, sie machte mich zu einem Nichts. O weh, wenn sie mich doch zu einem Nichts gemacht hätte, nicht mal das. Was machte sie mich, was, was weiß ich, was sie mich machte. Woher sollte ich solch einen Zustand kennen? Der Sohn ist tot, der Sohn ist weg, genau das tat sie mir an. Ständig ist vor meinem Auge sein letzter Ausdruck, sein lachendes Gesicht. Und sein Gang, mit dem Rücken zu mir. Als er ging, sein Gang von hinten. Er drehte sich nicht um an der Wegbiegung. Gut, dass er sich nicht umdrehte. So blieb mir sein Gesicht, sein lachendes Gesicht, sein rosiges Gesicht in Erinnerung. Sobald er mir den Rücken kehrte, ich kenne meinen Sohn, sobald er mir den Rücken kehrte, erstarrte in ihm das Lachen, erstarrte sein leidendes Gesicht, erstarrte vom Leid der Trennung. Augenblicklich drang das Leid in sein Lachen, augenblicklich erstarrte gewiss das schmerzhafteste Lächeln. Ich weiß, wie ein Blitz fiel das Leid der Trennung in meinen Hals, in sein Herz. Der Sohn wollte sich nicht umdrehen, er wollte sein in Leid getauchtes Lächeln seiner Mutter nicht zeigen. Er wollte auch, dass sein lachendes Gesicht bei mir bleibt. Niemals soll es erlöschen.

Verdammt soll sein die Heldenhaftigkeit... Er habe gegen den Feind gekämpft. Gegen welchen Feind, o weh... Wo war der Feind, woher kam er... Ich weiß, ich weiß, irgendwelche Leute sehen in meinem Sohn den Feind, deshalb kamen sie in mein Haus und stellten es auf den Kopf. Sie suchten nach dem Sohn. Nein, nicht doch, sagte ich ihnen, der Sohn ist nicht hier, würde er sich nicht zeigen, wenn er hier wäre, würde er die Weiber vorschicken zu fremden Männern, ich gehe nach Diyarbakır, sagte der Sohn, er ging. Fort für immer.

Bescheid schickte der Sohn, diese Nacht, wenn selbst die Wölfe schweigen, komme ich ins Dorf, Proviant soll meine Mutter reichlich bereithalten, soll er gesagt haben. Sie soll ihn bereithalten, denn die Zeit wird knapp sein, sie soll mich satt machen, und für die Kameraden werde ich alles, was es im Dorf gibt, mitnehmen, ich komme mit einem Kameraden, alles im Dorf werden wir mitnehmen und gehen, für die Kameraden in

den Bergen, so soll er gesagt haben. Sie sollen in den Bergen nicht hungern.

Von Tür zu Tür gingen wir alle. Wir sammelten, was vorrätig war. Wie sollen denn zwei Personen so viel Lebensmittel in die Berge schleppen, machten wir uns Gedanken. Mit dem Sichgedankenmachen währte es nicht lange. Von allen Seiten wurde aufs Dorf das Feuer eröffnet. Blut floss, Menschen starben, Menschen wurden verwundet, sie schleppten die Männer fort. Sie sprachen sogar so wie wir. Sie nahmen auch die Säcke mit den Lebensmitteln mit. Als sie gingen, zündeten sie einige Häuser an. Umsonst hatten wir uns Sorgen gemacht, es waren nicht zwei, die die eingesammelten Lebensmittel mitnahmen, es kam eine ganze Horde von bewaffneten Dorfschützern – Dorfschützer nannte man sie, was sie auch schützen mögen – sie nahmen alles mit. Sie hatten Pferde und Wagen dabei. Da brauchte man sich keine Sorgen machen. Nicht ein einziges Säckchen ließen sie im Dorf zurück.

Diese Dorfschützer hätten erfahren, dass der Sohn zusammen mit seinem Kumpel in der tiefen Finsternis der Nacht, wenn selbst die Wölfe mit dem Heulen aufhören, von den Bergen runter ins Dorf kommen wollte. Zuerst hätten sie ihnen den Weg abgeschnitten, hätten sich auf die Lauer gelegt. Unsere beiden wurden überrascht, sie waren verwirrt, wussten nicht, was ihnen geschah, aber sie kämpften mit ihren Waffen, bis ihre Munition verbraucht war. Heldenhaft hätten sie gekämpft.

Verdammt sei ihre Heldenhaftigkeit, wären sie doch feige gewesen und hätten so das Dorf erreicht. Hätte ich doch noch einmal sein Gesicht gesehen. Hätte er noch einmal gelacht, »Mutter« gesagt, und hätte ich mich an seinem Gesicht noch einmal satt gesehen. Hätte ich doch die verrußte Petroleumlampe hingehalten und mich an seinem Gesicht einmal mehr satt gesehen. Nicht einmal seine Leiche durfte ich sehen. Diese Heldenhaftigkeit ließ mich nicht einmal seine Leiche sehen. Sein Lächeln, sein letztes Lächeln erscheint mir ständig vor Augen... «

Die Dolmetscherin las das Geschriebene von Anfang bis Ende, Satz für Satz leise und übersetzte es laut. Der Beamte hörte immer nur zu. Er hörte still zu. Die Dolmetscherin fühlte beim Lesen die innere Stimme der Mutter mit der tätowierten Stirn. Diese saß wie erstarrt, das letzte Lächeln ihres Sohnes wie eine Tätowierung in ihre Seele eingebrannt, bis in alle Ewigkeit, unauslöschlich. Wer diese Mutter sah, der verstand das sofort. Als ob man, wenn man sie ansah, das Lächeln des Sohnes statt der sterblichen Hülle der Frau sah, das in jede Zelle ihrer lichten Seele eingebrannt worden war. Das fremde Auge hätte die Mutter nicht wahrgenommen. Denn es gab keine Mutter mehr, nachdem sie die Todesnachricht erhalten hatte, die Mutter war einfach verschwunden.

»Warum sind Sie nach Deutschland gekommen?«

»Haben Sie hier jemanden?«

»Wollen Sie hier arbeiten?«

»Wer wird für Ihren Unterhalt sorgen?«

»Haben Sie in Ihrem Dorf persönlich Gewalt erfahren?«

»Sind Sie verhaftet worden, sind Sie gefoltert worden?«

»Haben Sie Dokumente, die das belegen, was Sie geschrieben haben?«

»Wissen Sie, täglich machen sich Menschen überall in der Welt auf den Weg, um nach Deutschland zu kommen. Sie erfinden viele Begründungen. Ohne irgendein Dokument in der Hand. Eigentlich wollen sie fast alle hier nur arbeiten. Doch sie wissen nicht, hier gibt es auch Arbeitslosigkeit, ja eine große Arbeitslosigkeit.«

»Gab es Mittelsmänner, die Sie hierher brachten? Haben Sie jemanden bezahlt?«

»Die Schlepperorganisationen schleusen täglich Tausende von Menschen ein. Erst neulich starb wieder eine Frau, eine sechszwanzig Jahre alte Frau aus Sri Lanka, erfroren im mannshohen Schnee an der deutsch-tschechischen Grenze. Bei ihr soll auch ein sechszwanzig Jahre alter Mann aus Sri Lanka gewesen sein. Und zwei Tschechen, die sie gegen Geld bis zu unserer Grenze gebracht haben. Die Frau aus Sri Lanka ist vor Erschöpfung zusammengebrochen, im Schnee

begraben. Die anderen ließen die Frau liegen und gingen weiter. Verstehen Sie das? Ich meine, es gibt Asylanten und es gibt Scheinasylanten. Und die meisten Scheinasylanten kommen aus der Türkei. Gewiss, natürlich kennen wir das Kurdenproblem und so. Aber wir kennen auch die PKK. Sie wagten es hier sogar, unsere Polizisten bei lebendigem Leibe anzustecken. Ihr Sohn war auch ein PKKler, nicht wahr?»

Die Frau mit der tätowierten Stirn glich während der Vernehmung, wenn ihre Gestalt nicht gar ein Traumbild war, einem tumben Klumpen. Vielleicht hörte sie nichts von dem Gesagten. Sicher hatte sie gar nichts verstanden. Man führte sie wieder in den Raum nebenan. Ein Polizeibeamter begleitete sie und stand bei ihr.

Nun kam die Reihe an die Frau mit dem Kopftuch. Man nahm sie in das Vernehmungszimmer. Im Lichtkegel der Stehlampe löste sie sich in Gelb auf. Die Dolmetscherin übersetzte ihr die Fragen des Hauptkommissars. »Meine Tochter soll kommen, sie wollte mich hier empfangen, holt meine Tochter her«, sagte sie. Doch sie wurde nicht gehört.

Wieder dieselben Fragen. Einmal auf Deutsch, einmal auf Türkisch. Immer mehr tauchte die Frau weg. Sie tauchte fort in den Gezeiten der Leiden.

Sie schien seine Verabschiedung mit Pauken und Trompeten, jenen Augenblick wieder zu erleben. Schon die Tage zuvor hatte der Sohn sich darauf gefreut. Er wollte zum Militär, dort zur Kommandoausbildung. Das hatte er sich in den Kopf gesetzt. Ich werde Kommando sein, sagte er und sonst nichts.

Was ist denn Kommando, Sohn, fragte ich. Er lachte. Er lachte immer. Über meine Unwissenheit lachte er liebevoll. Wie er »Kommandoheld, Mutter«, sagte, das vergesse ich nie. Nahm der Kommandoheld mir meinen Sohn weg? In Ödemiş war es gut. Zuerst versetzte man ihn nach Ödemiş. Dort sollte er seine Ausbildung bekommen. Ab und zu telefonierte er. Wie lustig und fröhlich er sprach. Er lachte auch am Telefon ständig.

Er kam und stand mir in meiner Einbildung gegenüber, wenn er am Telefon sprach. Als wäre er nicht in Ödemiş, sondern gleichsam bei mir. In diesen Augenblicken betete ich sehr, so sehr betete ich für die Seele des Erfinders des Telefons, das meinen Sohn auf Knopfdruck zu mir holte, wann ich es wollte oder wann er es wollte, Gott vergelte es ihm tausendfach, wünschte ich dem Erfinder. Wenn ich seine Stimme hörte, war mir, als würde ich ihn sehen. Sowieso stand, wie gesagt, sein lachendes Gesicht ständig vor meinen Augen. Wäre er wirklich bei mir, dann würde er sagen, »Weißt du es nicht, Mutter, du weißt aber auch gar nichts, selbst im Fernsehen kam es«, und dann lachen.

Über meinen Vater, meinen seligen Vater ärgerte ich mich in meiner Jugend oft, weil er mich von der Schule nahm und mir nicht genug Ausbildung ermöglichte. Aber alles kommt von unserem prächtigen großen Herrn. Was der Herr tut, tut er prächtig. Für jenes Lachen, so dass mir warm wird ums Herz, sein wunderbares Lächeln – der Preis dafür war also meine Unwissenheit, über die er lachte, ist das nicht zu viel.

So rede ich mir ein und tröste mich, seit er nicht mehr telefoniert. Sie wurden nach der Ausbildung in Ödemiş in die Berge versetzt. Sie zogen in die Berge, was weiß ich mit meinem ungebildeten Kopf. Dort sei das Vaterland, was weiß ich, sie würden die Berge verteidigen gegen Fleuchendes und Kriechendes, gegen den Feind, gegen das Böse. Man nannte ihn PKK, genau gegen ihn.

Gottloser Peka oder Kaka, wie auch immer, was sucht er in den Bergen, was will er vom Berg, unentwegt würde er angreifen. Wurden ihm die Ebenen zu eng, reichten ihm die großen Städte und Dörfer nicht? Wofür ging er in die Berge? Leitet Gott den Menschen einmal in die Irre, dann kann man ihm die Füße nicht fesseln. Er geht hinaus, er geht in die Berge, zu den Hängen. Die Ebenen werden für manch einen zu eng. Wenn Gott einen einmal in die Irre führt, vom rechten Weg abbringt, dann gibt es keine Rettung. Gott sollte nicht einmal unsere Feinde in die Irre führen.

Wenn er schon in die Berge geht, dann soll er doch wenigstens ruhig bleiben, weshalb erhebt er die Waffe gegen die Soldaten? Wenn er eine Waffe zieht, bleibt da der Soldat untätig? Der zieht dann auch seine Waffe und feuert. Gott gebe einem Verstand und Vernunft. Gott gebe einem ein Gewissen und Einsicht. Mal schießt er, mal schießt der andere, wo endet das? Die Mütter müssen die Zähne zusammenbeißen, wenn ihre Brust Feuer fängt.

Sie drücken Felsen auf ihre Brust, drücken Felsen. Manchmal wünschte ich mir, statt dich geboren zu haben, hätte ich doch einen Felsen zur Welt gebracht. Dann beiße ich mir auf die Zunge, um so etwas nicht zu sagen. Was hilft Verwünschen? Gott wollte es eben so. Für zweiundzwanzig lange Jahre hat er mir einen so schönen Sohn geschenkt, sage ich dankbar und wiege mich in Trost. Dann nahm er ihn mir wieder weg, denke ich, und mein Herz fängt Feuer.

Was er macht, macht er prächtig, Großer Schöpfer, sage ich und schweige. Wäre es denn besser gewesen, einen Steinklumpen zu gebären, dann hätte ich ja gar keinen Sohn.

Wenigstens zweiundzwanzig Jahre machte er mein Leben zu einem Fest. Ich bescheide mich mit den zweiundzwanzig Jahren, bis ans Ende meiner Tage genügen mir die zweiundzwanzig Jahre.

Ich weinte reichlich, bei der Beerdigung aber blieben meine Augen gänzlich trocken. Entweder war ich versteinert oder meine Tränendrüsen waren völlig ausgetrocknet, sie ließen kein Tröpfchen kullern. War ich denn überhaupt in der Lage, an Tränen und dergleichen zu denken?

Der General meines Sohnes war auch da. Er nahm die Fahne, die auf dem Sarg lag. Mit größter Sorgfalt faltete er sie zusammen. Er beugte sich vor und küsste sie. Dann brachte er sie, mit beiden Händen tragend und überreichte sie mir. Dabei sprach er auch schöne Lobesworte über meinen Sohn, aber ich konnte nichts davon behalten. Hat man überhaupt noch ein Gedächtnis nach so einem Ereignis? Kann ein nicht sonderlich gebildeter Geist überhaupt solches Leid ertragen? Ich nahm

die Fahne mit beiden Händen entgegen. Ich führte sie ebenfalls zum Gesicht und küsste sie. Zu Hause legte ich sie auf den Ehrenplatz. Eine Medaille wollten sie auch verleihen. Ich werde sie auf die Fahne legen.

Meine Tochter kam aus Deutschland zum Begräbnis. Mein Schwiegersohn ist Deutscher, aber meinen Segen hat er, Gott möge ihn mit allem Segen beschenken, er sagt Mutter zu mir und ehrt mich über alles. Ich habe zwei Enkelkinder, ihre Sprache verstehe ich nicht, aber ich habe sie sehr lieb, und sie nennen mich Oma und haben mich lieb. Enkelkinder sind liebenswert, mein Gott, was soll's, ein bisschen deutsch sind sie schon, sonst sind sie sehr nach meiner Tochter und mir geschlagen.

Als sie sich verabschiedete, wollte sie mich mitnehmen, komm mit uns, Mutter, sagte sie, bleib eine Weile bei uns, erhole dich. Wenn ich mitgekonnt hätte, hätte sie mich mitgenommen. Aber wie hätte ich gleich weggehen können, nachdem ich gerade eben meinen Sohn zu Grabe getragen hatte? Ich hätte sowieso nicht die Kraft gehabt, mich vom Fleck zu bewegen; war mir denn noch Sinn und Verstand geblieben? Jeden Tag ging ich zu seinem frischen Grab und weinte, alle Tränen in mir goss ich auf sein Grab.

Nun bin ich hier. Ich habe auch ein Visum und alles, aber was jetzt passiert, weiß ich nicht. Sicher wartet draußen meine Tochter auf mich. Sie hatte gesagt, ich hole dich am Flughafen ab, mach dir keine Sorgen.

»Willst du in Deutschland arbeiten?« fragte man auch sie. »Arbeitet deine Tochter, was verdient dein Schwiegersohn? Wie lange gedenkst du zu bleiben? Willst du hier auch zum Arzt gehen? Hast du irgendwelche Beschwerden?« Unentwegt fragten sie. Sie fragten ihr ein Loch in den Bauch. Als wäre die Frau mit dem Kopftuch nicht in Deutschland, sondern im Jenseits gelandet und müsste jetzt über die Sündenbrücke, die feiner als ein Härchen ist, hinüber ins Paradies gehen.

Als sie auf die Frage, »Wie lange gedenkst du zu bleiben«, »Solange meine Tochter will«, antwortete, dachten die Beamten: »Überführt.« Ein Touristenvisum gilt für drei Monate. Länger als drei Monate darf man nicht bleiben. Ihre Absicht ist demnach nicht so koscher. Wenn sie länger als drei Monate bleibt, wird sie sich wohl eine Arbeit suchen oder schlimmer noch, Sozialhilfe beantragen.

Die Beamten am Fuße der Ausstiegstreppe hatten sie nur deshalb zur Seite genommen, weil die Frau für sie nicht wie eine Touristin aussah. Sie waren so eine alleinreisende Touristin mit Kopftuch nicht gewohnt. Solche Leute kamen meist, um bei ihren Verwandten oder Bekannten in Deutschland zu bleiben. Und die meisten von ihnen kamen aus der Türkei.

Die Frau mit dem Kopftuch wurde in den Raum geführt, wo schon die Frau mit der tätowierten Stirn saß. Ihr wurde ein Stuhl gewiesen. Sie setzte sich. Zuerst merkte sie nichts, doch nachdem sie sich hingesetzt hatte, fiel ihr eine Veränderung bei der Frau mit der tätowierten Stirn auf. Sie war nicht mehr die Frau, die wie ein Götze dasaß, sondern an ihre Stelle war eine unruhige, in ihrem Innern wutschäumende Frau getreten. Sie murmelte vor sich hin. Ab und zu wurde ihr Ton lauter. Türkische und kurdische Worte mischten sich ineinander.

»Ich will nicht«, sagte sie. »Schickt mich zurück. Statt hier zu sein, gehe ich lieber in die Berge. In die Berge, in die Berge«, klopfte sie sich mit der Faust auf die Brust, »Verdammt, verdammt«, schlug sie auf ihre Knie.

Die Frau mit dem Kopftuch stand auf und ging zu ihr. »Was hast du, Schwester«, fragte sie. »Ich will nicht hierbleiben«, sagte die Frau mit der tätowierten Stirn. »Sie verachten mich, behandeln mich geringschätzig. Sie wollen mich nicht. Und ich will sie auch nicht. Sollen sie ihr Land für sich behalten«, sagte sie. »Ich gehe, gehe zurück ins Dorf, wenn es nicht geht, gehe ich in die Berge, aber hier will ich nicht bleiben. Auf keinen Fall bleibe ich hier. Ich bin lieber tot als hier zu bleiben.

Ich verliere meine Würde, wenn ich hierbleibe. Das kann man keinem Menschen antun. Selbst die, die prügeln und töten, verachten Menschen nicht so. Ich gehe zurück, ich gehe in die Berge ... «

»Genau das sage ich auch, Schwester«, sagte die Frau mit dem Kopftuch. »Was denken sie eigentlich, wer sie sind? Glauben sie, wir seien vernarrt in sie? Als würden wir ihnen ihr Land wegnehmen. Ihr Land stehlen. Sie sollen es behalten. Diese endlose Fragerei. Was ist schon dabei, wenn ich eine Weile bei meiner Tochter bleibe. Das ist doch alles. Nein, ich will es nicht. Selbst meine Enkelkinder will ich nicht auf diese erniedrigende Art sehen. Sie kommen schon zu mir ... «

Die Dolmetscherin kam mit einem Beamten. Sie sagte zu der Frau mit dem Kopftuch, sie könne kommen und einreisen.

»Und sie?« zeigte die Frau mit dem Kopftuch auf die andere.

»Sie muss warten ... «

»Nein, wir sind zusammen gekommen, dann wollen wir beide nicht hier bleiben. Lasst uns wieder ins Flugzeug steigen und zurückfliegen, woher wir kamen. Schickt uns in unser Land. Wir wollen nicht. Ich will nicht und sie will auch nicht ... «

Die Dolmetscherin war verblüfft. Auch der deutsche Beamte verstand nichts.

*

»Bitte schnallen Sie sich jetzt an, richten Sie ihre Sitzlehne auf... Bleiben Sie zu Ihrer eigenen Sicherheit während des ganzen Flugs angeschnallt ... «

Die Maschine, mit der sie gekommen waren, flog sie nun zurück. Die beiden Frauen saßen nebeneinander. Auch der Bursche, der bei ihrer Ankunft von den Passagieren getrennt und zur Seite genommen worden war, flog mit.

1997

Wo sind wir, ach, wo?

Die Winde in München sind im Sommer wie im Winter gleich. München bekommt von den Alpen sowohl den frostigen Wind als auch den Föhn, der mich eines Sommertages entkräftete und alle viere von mir strecken ließ. Der Südwind wirbelt das Meer durcheinander und stellt den Menschen auf den Kopf, doch so etwas wie den Föhn von München hatte ich nicht gekannt. An jenem Sommertag hatte ich mich von meiner fernen Stadt mit dem Wagen für ein Treffen auf den Weg gemacht. Nachdem die Sonne den Zenit überschritten hatte, wurde mir auf einmal, als würde sich das Blut den Adern entziehen. Die Kräfte ließen nach, mir drehte sich der Kopf. Ich war nicht mehr imstande, an dem Treffen teilzunehmen.

Dieses Mal gibt es keinen Föhn. Wieder kam ich für ein internationales Treffen. Ich bin neben dem Meister aus Istanbul der zweite Delegierte. Aber diesmal zieht München seinen Frost von den Alpen. Es will schneien, doch es schneit nicht so in dicken Flocken, pampig und pompös. Wenn es in dicken Flocken schneite, müssten wir unsere Häse nicht in die Pelzjacken einziehen. Unsere Köpfe sind bis zu den Ohren eingezogen in die hochgestellten pelzbesetzten Kragen. Zwei Schildkröten sind wir im frostigen Wetter.

Feinstäubend schnippt der Schnee unsere Augen und Gesichter, als wollte er uns foppen, und bleibt im Haar hängen. Um die feinstäubenden Körnchen kümmern wir uns nicht. Die schmerzende Kälte, die wir an den Ohrläppchen spüren, lässt uns den Schnee vergessen.

Mit dem Meister taumeln wir zu der Adresse, die ich in der Hand halte, und bringen ab und zu stockende Worte heraus.

»Hast du noch keinen Hunger?«

Lässt denn die frostige Kälte überhaupt an den Magen denken?

Der Meister entwickelt sicher Hungergefühle, um dem Frost zu entkommen, geht es mir durch den Kopf.

»Nichts zum Einkehren...«

Auf diese Worte hin strecke ich den Hals aus dem Fell heraus und lasse den Blick nach rechts und links wandern.

»In dieser Gegend muss es etwas geben...«

Wir nähern uns der Zieladresse. Es wäre gut, vorher etwas zu essen. Wer weiß, wie lange die Versammlung geht. Es wird sicher Abend. Unser Rücken ist geschützt durch den Lammpelz. Abgesehen von der oberen Kopfhälfte macht uns die Kälte nichts aus. Als wir in die Straße unseres Zielortes biegen, zeigt sich ein Laden, an dessen Scheibe Döner und ähnliches geschrieben steht. Dieses Speiselokal weckt, denke ich, bei ihm sicher mehr als bei mir, Heimatgefühle, – schließlich ist er als Delegierter gerade aus der Türkei gekommen, der er sich über die Verhältnisse seines Landes ärgert und diesen Ärger in beißende Kritiken gießt. Aus diesem Grunde ist ihm von jungen Jahren an nichts erspart geblieben, ist er mehrmals eingebuchtet und wieder entlassen, hunderte Male vernommen worden. Ich vermute, dass er Reisen ins Ausland nur deshalb antritt, um die zehrende Lust der Rückkehr in die Heimat zu erleben, deren irre Liebe und seine wütende Liebe zu den Menschen seines Landes durch all die peinigenden Erlebnisse gespeist wird. Das hat sich tief in ihm eingegraben. Das weiß ich, das spüre ich. Ich vergesse den Zettel mit der Adresse in der Hand und wir gehen hinein. Vergessen heißt verschieben, bis man den Hunger etwas gestillt, sich in der Wärme des Lokals eine Weile erholt hat...

Man merkt es nicht, aber es ist noch Mittagszeit und einige Gäste sind da. Als er gefüllte Aubergine hört, leuchten die Augen des Meisters: »Mich verlangt es danach, das hab ich lange nicht gegessen.«

Ich beuge mich über mein Kapama-Fleisch. Heute ist diese Zubereitungsart schon fast vergessen, aber – als wären wir zu alten Zeiten in einem Speiselokal mit dem Namen »Üppiger Schöpflöffel« in Ankara, İzmir, İstanbul oder sonst wo – finden wir sie hier wieder.

Während der Meister mit großem Appetit bei der gefüllten Aubergine zulant, wirkt er aufgetaut, als hätte man ihn aus der Tiefkühltruhe genommen. Er vergisst sogar mich, sein Gegenüber. Weder sieht sein Auge, noch hört sein Ohr etwas. Doch sein Gehirn arbeitet sicher auch während des Essens; er denkt, stellt sich etwas vor, konzipiert etwas. Er will nichts vergeuden, am wenigsten seinen Verstand und seine Vorstellungsgabe. Wer weiß, welche Entwürfe er gerade macht? Er denkt vielleicht an die Rede, die er gleich bei der Versammlung halten wird, oder daran, wie der Text, an dem er gerade schreibt, sich weiter entwickeln wird, oder an ein ganz neues Schreibprojekt.

Am Tisch nebenan feilschen zwei Frauen hitzig über Geschirr, Töpfe und Pfannen. Die noch junge Deutsche, deren Rundungen durch den Fettansatz eckig wirken, heizt den Handel an. Die andere, eine relativ zierliche Brünette, Türkin, wie man an ihrem Deutsch und Aussehen merkt, redet wenig. Die Deutsche lässt sie kaum zu Wort kommen, sie bestimmt die Stimmung: »Ich schließe den Laden. Ich wandere nach Mexiko aus.« Offenkundig sind sie in diesem Speiselokal keine Unbekannten. Der Türkin gehört das Lokal, zusammen mit ihrem Mann, dem Koch. Der Koch schaltet sich ein, den Blick auf den Döner gerichtet, an dem er schneidet: »Wie lange willst du dort bleiben?«

»Für immer, für immer«, sagt die Frau, »ich denke nicht, dass ich wiederkomme.«

Das kleine türkische Mädchen, das am Nebentisch mit seinen Eltern sitzt, lässt den Löffel aus der Hand fallen und kommt zu der Deutschen.

»Wo ist Mexiko«, fragt es neugierig.

»Ein Land wie die Türkei«, antwortet die Frau, »mit viel Sonne, ein warmes Land, auch seine Menschen sind warmherzig, seine Menschen sind freundlich, herzlich, seine Menschen sind menschlich ... Wie die Türkei eben.«

Der Meister hebt den Blick vom Teller, als würde er die Frau verstehen. Nach so vielen Besuchen in Deutschland weiß er natürlich, dass die Deutschen für Türkiye »die Türkei« sagen. Mit diesem Wort im Ohr wendet er den Blick zu der Frau.

Wenn er diesen Klang hört, der in ihm das Bild der Türkei weckt, wo immer er auf der Welt diesen Klang vernimmt, selbst wenn er beide Hände voll zu tun hat, macht er seine Hände frei und wendet sich diesem Klang zu. Als er die Nachricht hörte, dass man nach ihm fahndete, ließ er alle Verpflichtung im Ausland sein und kehrte auf der Stelle nach İstanbul zurück, daran erinnere ich mich wie heute. Er ist ein Meister der Türkei, vielleicht daher sein Unwohlsein, seine Wehmut, sein Kummer. Wenn er an die Türkei denkt, wächst seine Trauer, denn selbst wenn er ihre schönste Seite sieht, will er, dass sie noch schöner, noch besser, noch menschlicher wird. Unsere Menschen können es schaffen, denkt er und zieht diese Hoffnung groß, vermehrt die Hoffnung. Aber ach, dieses Land, diese Menschen, grübelt er wieder, warum nutzen sie nicht ihren Verstand, setzen nicht ihren Kopf ein, warum machen sie sich nicht kundig, warum merken sie nicht, dass sie betrogen werden, vielleicht macht es ihnen Spaß, betrogen zu werden, denkt er und zürnt über die Menschen, lässt seine Wut heraus. Er ist ein Gerber, der sein Leder liebt.

Die deutsche Frau mit den eckig gewordenen Rundungen wendet sich wieder zu der Frau des Kochs und versucht, die Türkin zu überzeugen: »Das hat sich erledigt, es gibt solche Ware nicht mehr, Schluss, aus, vorbei. Diese Ware, diese Qualität. Wenn du nach zwanzig Jahren einen Fehler entdeckst, bring sie zur Fabrik und lass dir das Geld erstatten. So eine Ware, so eine Garantie ... «